Zeitschrift: Das Schweizerische Rote Kreuz
Herausgeber: Schweizerisches Rotes Kreuz
Band: 78 (1969)
Heft: 5

Artikel: Alltag im Spital
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-974368

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Alltag im Spital

Etwas über Krankenpflege erzählen? Da ist man wohl versucht, längst veraltete Vorstellungen zu korrigieren, Anforderungen, Ausbildungsprogramm und Aufgabenbereich ausführlich darzulegen und sich in trockenem, aufzählendem Ton über Fragen auszulassen, die in jedem Prospekt über Krankenpflege geschrieben stehen, über Dinge, die längst bekannt sein sollten. Und das klingt dann, in Stichworten wiedergegeben, etwa so: ... drei verschiedene Pflegezweige — allgemeine Krankenpflege, psychiatrische Krankenpflege, Wochenpflege, Säuglings- und Kinderkrankenpflege — mit eigens dafür bestimmten Schulen; dreijährige Ausbildungszeit, höhere Anforderungen als früher; denn die Pflege der Patienten muss mit der medizinischen Entwicklung Schritt halten können. Daneben nicht zu vergessen den Beruf der Pflegerin und des Pflegers mit nur eineinhalbjähriger Ausbildungsdauer. Mindestalter für den Eintritt in eine Krankenpflegeschule 19 Jahre, in Ausnahmefällen 18 Jahre. Später in jedem Pflegezweig reiches Tätigkeitsfeld innnerhalb und ausserhalb des Spitals, Möglichkeiten der Spezialisierung und Weiterbildung ...

Doch für sachliche Information und Beratung gibt es ja die Berufsberatung und im Fall der Pflegeberufe sogar eigens zu diesem Zweck geschaffene Auskunftsstellen.

Ein Beruf, der mit Lebendigem zu tun hat, soll seine Vielfalt im Erlebnis offenbaren. Aber es ist durchaus nicht so leicht, ein einzelnes Beispiel herauszugreifen, ohne den Leser in Versuchung zu führen, dieses zu verallgemeinern. Der Tag im Spital ist lang und ereignisreich. Manche Arbeit wiederholt sich. Die Menschen aber kommen und gehen. Hier und dort prägt sich eine Begegnung unauslöschlich in der Erinnerung ein, und von einigen unvergesslichen Erlebnissen sei nun berichtet. Schwestern und Pflegerinnen erzählen sie aus ihrem abwechslungsreichen Alltag.

Die Gemeindeschwester

Ich will von unserer Gemeindeschwester erzählen, die mir als Kind stets ein Vorbild war und mich später dazu bewog, den Schwesternberuf zu ergreifen.
Die allzeit frohe Schwester kam das erste Mal in unser Haus, als mein Vater an einer Beinthrombose litt. Das kranke Bein war dick geschwollen, die Haut wie ein Transparent gespannt. Der Arzt hatte das Ansetzen von Blutegeln verordnet. Mich überlief eine Gänsehaut aus Abscheu vor diesen schwarzen, lebenden Dingern. Aber als die Schwester erklärte, wie nützlich die Tierchen seien und dabei alles so sauber und geschickt handhabte, wagte ich es, am Krankenbett zu bleiben und zuzuschauen. Die Schwester kam oft zu meinem Vater. Ihre Hilfe war wohltuend. Sie erwies sich als grossartige Meisterin im Improvisieren, und das ist für eine Gemeindeschwester äusserst wichtig; denn in einem privaten Haushalt fehlen viele Geräte und Hilfsmittel, die im Spital selbstverständlich sind. Um meines Vaters Beine kunstgerecht hochzulagern, modelte die Schwester das Bett kurzerhand um. Wer konnte ahnen, dass unter der Obermatratze eine ausgehängte Schranktüre und eine Menge Sofakissen lagen! Als mein Vater nach Wochen die ersten Schritte machen durfte, war die Schwester besonders sorgsam um ihn bemüht. Sie zeigte weder Hast noch Ungeduld, obwohl sie wusste, dass sie an vielen Orten sehnsüchtig erwartet wurde.

Viele Einzelheiten habe ich vergessen, doch eines wird mir immer gegenwärtig bleiben: Unsere Gemeindeschwester brachte viel Sonnenschein in unser Haus. Bei allem, was sie tat, spürte man ihre positive Lebenseinstellung heraus, ihre Liebe zum Beruf und den ihr anvertrauten Kranken.

Leise kam der Tod

Es ist dreizehn Uhr. Ich komme soeben vom Mittagessen zurück. Eigentlich beginnt nun meine Freistunde. Doch es drängt mich, noch ganz schnell zurück auf die Abteilung zu gehen, um zu schauen, was Fräulein B. macht. Ihr Zustand hat sich seit heute früh merklich verschlechtert.
Im Gang treffe ich die Abteilungsschwester, Schwester Marianne, an. Zusammen betreten wir das Zimmer von Fräulein B., in dem die Vorhänge geschlossen sind, damit die starken Sonnenstrahlen die Kranke nicht stören. Ein kleines Tischchen ist mit einem weissen Tuch bedeckt, und darauf steht eine Vase mit sieben roten Nelken. Alles stimmt mich nachdenklich. Wir treten ans Bett und betrachten Fräulein B. Schwester Marianne versucht, den Puls zu zählen und flüstert mir zu, dass Fräulein B. im Sterben liege. Sie erklärt mir die typischen Symptome, die bei einem Sterbenden festzustellen sind: das weisse Dreieck um Nase und Kinn, die mit Todesschweiss bedeckte Stirn, die kalten und feuchten Hände und den sehr unregelmässigen, schwachen Pulsschlag. Dazu sind die Augen bereits etwas gebrochen.

Die Atemzüge sind noch regelmässig, aber mühsam und bei weit geöffnetem Munde. Schwester Marianne hat heute «Hütedienst» während der Mittagszeit. Sie sagt mir mit einer leisen Bitte, dass sie froh wäre, wenn jemand bei Fräulein B. weilen würde, damit sie die letzten Minuten nicht allein verbringen müsse. Nach einem inneren Kampf bin ich bereit, bei Fräulein B. die letzte Wache zu halten. Doch es kostet mich viel Ueberwindung.
Zuerst schaue ich ohne Unterbruch auf das Gesicht von Fräulein B. Immer noch höre ich die regelmässigen, aber beschwerlichen Atemzüge. Dann fasse ich die eiskalte, feuchte Hand und rede der Kranken leise zu. Beinahe zwei Stunden sitze ich so da und wünsche Fräulein B. heimlich einen baldigen und friedlichen Tod.
Als ich wieder auf die Uhr schaue, ist es fast drei Uhr. Erschreckt fahre ich auf. Der Atem von Fräulein B. hat ausgesetzt.
Schnell rufe ich Schwester Marianne herbei. Sie bejaht mit einem Kopfnicken meinen fragenden Blick. Es ist totenstill im Zimmer. Schwester Marianne drückt der Toten die Augen zu. Mit Tränen in den Augen betrachten wir, in Gedanken versunken, den leblosen Körper.
Es bleibt uns nur noch, die letzte Pflege von Fräulein B. zu verrichten. Ich aber werde immer daran denken, wie ich zum erstenmal bei einem Sterbenden wachte.

Hier fahren keine Züge

An ein Erlebnis während meiner Ausbildung als Psychiatriepfleger erinnere ich mich noch genau. Es war zwölf Uhr mittags. Meine Kameraden gingen in die Freistunde. Der verantwortliche Abteilungspfleger erklärte mir, was alles zu tun sei und worauf ich beim Hüten zu achten hätte. «Sie können mich rufen, wenn etwas Besonderes vorfällt. Ich bin zu Hause, die Telefonnummer finden Sie im Verzeichnis», sagte er. Dann wünschte er mir alles Gute für meinen ersten Hütedienst, den ich auf einer Station mit 23 alterskranken Männern ausführen musste, von denen allerdings nur ein einziger bettlägerig war.
Mit den Arbeiten kam ich gut voran. Auf einmal trat Herr X zu mir: «Wo ist hier der Bahnhof? Fährt heute noch ein Zug nach Luzern?»
Ich erklärte ihm: «Hier ist kein Bahnhof, darum fährt auch kein Zug nach Luzern.» Doch hatte er mich wohl nicht verstanden, denn er beharrte darauf, dass er heim müsse: «Meine Eltern sind krank. Sie können die Arbeit nicht mehr bewältigen. Ich muss ihnen helfen. Ich habe ihnen doch immer geholfen.»
«Sie müssen nicht heim. Ihre Eltern sind versorgt, und Sie dürfen sich bei uns ausruhen.» Ich versuchte, ihn abzulenken und führte ihn in den Tagesraum. Dort setzte ich ihn an einen Tisch und gab ihm eine Zeitschrift zum Anschauen. Aber es half nichts, er liess sich nicht ablenken: «Ich will nicht lesen. Ich muss nach Hause und meinen Eltern helfen. Lesen kann ich immer noch, wenn ich zu Hause bin. Dann weiss ich doch, dass es meinen Eltern gut geht.» Dieses Mal redete er heftiger. Sein Gesicht lief rot an, und ich befürchtete einen Kraftausbruch, als er ungehalten vom Stuhl aufstand. Noch einmal erklärte ich ihm ausführlich, wo er sich befand. Aber Herr X verstand mich nicht. Er ging in den Gang der Abteilung und schaute, ob eine Türe offenstand. Bald war er wieder bei mir. «Wann fährt der nächste Zug nach Luzern?»

«Hier im Dorf fahren keine Züge.»
«Wo ist der Stationsvorstand? Ich muss ihn sprechen!»
«Einen Stationsvorstand gibt es nicht, und der Abteilungspfleger ist in der Freistunde. Er kommt erst um vier Uhr zurück.»

Herr X schien sich über diese Antwort zu freuen, war sie doch nicht ganz abschlägig. Er schaute auf die grosse Uhr im Flur. Es war kurz nach ein Uhr. «Der Abteilungsleiter kommt um vier Uhr. Gut. Dann warte ich also so lange.»
«Ja, Herr X, warten Sie so lange.»
Ich führte ihn in den Tagesraum zurück und wies ihm einen bequemen Sessel an.
Später erfuhr ich von dem Abteilungspfleger, dass Herr X in seinen Gedanken in einer gänzlich anderen Welt lebt und seine Umgebung nicht mehr wahrnehmen kann. Wir aber, die wir ihn betreuen, müssen versuchen, diese andere Welt zu verstehen. Nur so können wir das Vertrauen unserer Kranken erwecken.

Ein bisschen Mut

Eine etwa fünfzigjährige Patientin wurde auf jener Abteilung eingeliefert, auf der ich als Pflegerin arbeitete. Die rechte Körperseite war gelähmt, die Folge eines Hirnschlages. Die Krankheit hatte die Frau anfänglich schwer betroffen, sie schien allen Mut verloren zu haben und jammerte die ganze Zeit vor sich hin.
Bald aber sah sie ein, dass Weinen nicht viel nützte, und sie begann an ihrer Genesung mitzuarbeiten.

Langsam ging die Lähmung zurück. Unsere Patientin durfte das Bett verlassen. Gestützt auf einen Stock, konnte sie allmählich im Zimmer herumspazieren. Eines Abends, als ich das Nachtessen brachte, sagte ich im Scherz zu ihr, sie solle doch den Stock zur Seite legen und versuchen, alleine zu laufen. Niemals aber hatte ich erwartet, dass sie die harmlose Bemerkung in die Tat umsetzen würde. Wie gross war mein Erstaunen, als sie mir wortlos den Stock reichte und erklärte: «Das sollen Sie mir nicht zweimal sagen!» Zaghaft setzte sie einen Schritt vor den andern, bis sie den Tisch erreicht hatte. Niemand konnte das Wunder fassen.
Am nächsten Tag zur Besuchszeit verzichtete unsere Patientin auf ihr Mittagsschläfchen, sammelte alle ihre Kräfte und ging ganz allein und ohne Stock bis zur Türe des Lifts. Dort wartete sie auf ihren Mann, der gleich uns aus dem Staunen nicht herauskam, als er sah, dass seine Frau wieder laufen konnte. Wer achtete da schon darauf, dass sie ein wenig hinkte.
Mir wird dieses Erlebnis immer gegenwärtig bleiben, und wenn ich einmal mutlose Patienten pflegen muss, werde ich ihnen von dieser Frau erzählen, die all ihre Kraft zusammennahm und so von ihrer Krankheit genas.

Die grosse Aufregung

Endlich ist Montag. Voller Ehrfurcht öffne ich die Türe, eine ganz gewöhnliche Türe, nur steht darauf «Eintritt verboten». Ich getraue kaum, mich umzusehen, aber da kommt schon eine Schwester und führt mich überall herum. Eigentlich sieht es gar nicht so unheimlich aus. Alles ist schön unter grünen Tüchern versteckt. Ich platze fast vor Neugier, was jetzt geschehen wird. Aber ach, es geschieht gar nichts! Man erklärt mir, dass am Montag nicht operiert werde. Jetzt habe ich die ganze Nacht vergeblich nicht geschlafen. Ich bin ein wenig enttäuscht. Dafür lerne ich, wie man Tupfer macht.

Am Dienstag geht es los. Haube abziehen, Netz über den Kopf, Mundschutz. Endlich kommen die Aerzte. Komisch, sie sehen aus, wie alle anderen. Man merkt es keinem an, dass er bald vermummt mit seiner geschickten Hand einem hilflosen Geschöpf helfen wird. Ein Kind, ein etwa zweieinhalbjähriges Mädchen, wird auf einem Wagen hereingerollt. Ich gehe zu ihm und plaudere mit ihm. Es gibt mir Antwort, aber man merkt, dass die Medikamente bereits zu wirken beginnen. Natürlich betrachte ich das Kind, während ich mit ihm plaudere. Sein Kopf ist kahlrasiert, und die Kopfform erscheint mir seltsam. Nur schon das erstere stimmt mich traurig.
Plötzlich geht alles schnell. Narkose, auf den Operationstisch, der ganze Kopf wird mit roter Flüssigkeit eingerieben, dann wird alles zugedeckt. Die Operation kann beginnen. Ich darf zusehen. Ich habe mir eine Operation nie als etwas Schönes vorgestellt, aber das übertrifft doch alle meine Vorstellungen. Am liebsten liefe ich auf und davon! Ich rede mir ein, dass es eben so sein müsse, und dass dem Christeli dafür geholfen werde.
Zweieinhalb Stunden kämpfe ich mit mir, dann beginnt mich das, was ich sehe, zu fesseln. Es gibt keine Worte, um die Arbeit des Chirurgen zu beschreiben. Es ist zu grossartig! Nach dreieinhalb Stunden wird Christeli in sein Bettchen zurückgelegt. Am liebsten wäre ich mitgegangen und hätte ganz genau wissen wollen, wie es reagieren wird beim Erwachen. Wie der restliche Tag verstrichen ist, weiss ich nicht mehr. Ich bin nicht so recht dagewesen.
Ich habe nachher lange mit mir gekämpft, ob ich Christeli besuchen sollte. Ich hatte Angst, es könnte ihm nicht gut gehen, ich glaube, ich hätte das nicht ertragen. Aber welche Freude! Als ich endlich den Mut aufbrachte, es zu besuchen, lachte mir Christeli von weitem entgegen. Das Kind sass am Tischchen und spielte. Am liebsten hätte ich es umarmt.
Ich ging in den Operationssaal zurück mit einem ganz anderen Gefühl.